

Kriegssprache

Hochstrasser, Franz

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hochstrasser, F. (1985). Kriegssprache. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 9(1/2), 7-22. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-208531>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

THEMATISCHE BEITRÄGE

KRIEGSSPRACHE*

FRANZ HOCHSTRASSER

Sprache spiegelt wider, überführt die Welt in unser Denken, ist Mittel zur Mitteilung von Gedachtem und Gefühltem, sagen wir. Damit ist sicher Richtiges ausgedrückt. Wenn wir sowohl die Wirklichkeit wie auch die Sprache unsprachlich - soweit das geht - auf uns wirken lassen, verwischen sich jedoch einige Linien, deren wir uns sicher waren - und es eröffnen sich neue Verständnismöglichkeiten. Aber dies ist nicht der Gegenstand der folgenden Zeilen, sondern lediglich ihr Hintergrund. Gegenstand und Hintergrund werden, so hoffe ich, sich gegenseitig verdeutlichen.

Pasolini verfaßte 1975 einen Erziehungstraktat an den jungen Gennariello. Er schreibt darin vom "ersten Bild" seines Lebens: ein weißer, durchsichtiger Vorhang. Das Bild versteht er als "linguistisches Zeichen". Er erinnert sich zurück und spürt auf, wie damals, als er ein kleines Kind war, die Zeichen und die Dinge nah waren, sich kaum unterscheiden ließen, ineinander übergingen. Es waren Sachen, die zu ihm sprachen, und der Zeichen "einziger Inhalt waren sie selbst" (Pasolini 1975, 138). Dinge, die zu Sprache werden, also. Es ist dies eine Richtung, in welcher Dinge und Sprache zusammenfließen. Mit ihr wird zugleich eine zweite sichtbar, und es scheint mir wichtig, sie aufzugreifen, weil sie folgenreich ist: nämlich das Umgekehrte, daß Sprache zu Dingen gerät, daß Sprache selber wird, was sie bezeichnet.

Hier soll aber nicht über Sprache allgemein gehandelt werden, sondern ich versuche, Teile der Sprache greifbar werden zu lassen, die wir alle Tage sprechen. Das Alltägliche daran ist einer der Punkte, die sie mir so wichtig und folgenreich erscheinen lassen.

Das Thema:

Wir hörten oft, seit 1945 gebe es Frieden, Das stimmt aber nicht: Wir leben im "Kriegfrieden", in Zeiten, wo Frieden und Krieg ineinander verfließen. Der Krieg ist zwar im Frieden versteckt, aber dennoch allgegenwärtig. Als Beispiel dafür

* Eine leicht gekürzte Fassung erscheint in: WIDERSPRUCH 7, Zürich 1984

weist Reimer Gronemeyer (S. 76) auf Autobahnen, die als Landebahnen für Kriegsflugzeuge dienen werden, auf Waldstraßen, die zu Raketensilos führen. Das sind Beispiele aus der Welt der Dinge - wenden wir uns der Sprache zu. Bei genauerem Hin hören und Hinsehen entdecken wir, wie viele Kriegswörter wir alltäglich, in den sogenannten Friedenszeiten, verwenden. Mit Kriegswörtern meine ich ganz einfach jene Wörter, die gewissermaßen dem Kriegs(hand)werk entliehen, aber nicht mehr direkt auf kriegerisch-militärische Dinge, Personen, Tätigkeiten oder Verhältnisse bezogen sind. Dennoch leben sie als kriegerische fort, treiben ihr Unwesen im Alltag der Menschen: Diese reden und schreiben von ihren Dingen, Mitmenschen, Tätigkeiten und Verhältnissen, als ob es gälte, jeden Tag "Krieg zu führen" gegen die andern, sich dem "General"(Sekretär) unterzuordnen, nicht "zwischen die Fronten" zu geraten, und wenn's nicht anders geht, dann doch "mit scharfem Geschütz aufzufahren". Man sieht sofort: es handelt sich hier um Bedeutungsübertragungen aus dem Bereich von Krieg und Militär in unseren Lebensalltag. Und die Beispiele zeigen, daß solche alltäglichen Kriegswörter in bezug auf wirklichen Krieg und wirkliches Militär abstrakt wirken, als unpassende Abziehbilder. Die Abstraktion ist ihrerseits wirklich: die Menschen sprechen eine Sprache des Krieges, den sie in einer Großzahl nicht selber führten. Diese Kriegssprache ist über weite Strecken nicht durch tätige Praxis gestützt, hat nichts zu tun mit den alltäglichen Lebens-Interessen und -Notwendigkeiten der Menschen. Auch der über die Medien in die Stuben aus allen Teilen der Welt vermittelte Krieg bleibt für die Zuschauerinnen und Zuschauer erfahrungsfremd, ebenfalls abstrakt.

Krieg dagegen, das ist hier einzuschieben, geschieht nicht als Abstraktes. Krieg ist immer Ausdruck bestimmter gesellschaftlicher Kräfte. Eine wichtige Voraussetzung fürs Folgende ist nun, daß die Kriege in unserem jüngeren Geschichts- und Kulturkreis, welche den realen Boden für die Kriegssprache hergeben, in aller Regel Kriege im Interesse der Herrschenden waren; das gilt auch für die geplanten Kriege, die gegenwärtig in den "Verteidigungs"-Ministerien vorbereitet werden. Es sind dies bürgerliche Kriege, die auf Herrschaft über den Gegner aus sind. Den Willen des Gegners zu bezwingen und ihm den Willen der eigenen Kriegspartei aufzuzwingen, beschrieb schon Clausewitz als Ziel solchen Krieges: Auslöschung der Autonomie des Gegners also.

In die genannte Voraussetzung geht ein, daß die Kriegssprache in unserem Alltag nicht genährt ist durch Erfahrungen aus "Kriegen von unten". Weniger in den Mitteln, aber in den Zielen unterscheiden sich diese vom bürgerlichen Krieg. Ihr Motiv ist nicht, dem Gegner den eigenen Willen aufzuzwingen, son-

dern gegen ihn den eigenen Willen für sich selbst durchzusetzen: Gewinnen der eigenen Autonomie. Negt/Kluge verdeutlichen dies anhand der Bauernkriege dieses Jahrhunderts: "Sie enthalten im Ansatz ein Stück Gegenproduktion der Autonomie des Gegners. Sie sind Akte der Gewalt, um den Gegner zur Herstellung seines besseren Ichs zu zwingen" (S. 839).

Die getroffene Voraussetzung erweist sich so zugleich als eine historische Eingrenzung des Themas. Mit Kriegssprache ist eine im folgenden näher zu bestimmende Sprachform gemeint, die heutzutage im Alltag der Menschen innerhalb des deutschen Sprachbereichs zu beobachten ist (die DDR klammere ich wegen ihrer besonderen gesellschaftlichen Entwicklung, aber auch wegen meiner ungenügenden Kenntnis der dortigen Alltagssprachgebräuche aus). Die Eingrenzung des Themas auf die Alltagssprache bedeutet zugleich, daß hier nicht die Rede sein wird von der Sprache, die sich, sei es in theoretischer, historischer, literarischer oder aktuell-politischer Absicht, mit dem Krieg befaßt (darüber gibt das wichtige Buch von Fritz Pasierbsky viele Aufschlüsse).

Die Bedeutungsübertragungen vom Kriegerischen ins Alltäglich-Nichtkriegerische sind eigen-artig. Sie bringen nicht einfach Sinnbilder, Veranschaulichungen, Erklärungshilfen hervor; die Verwandtschaft von "Baum" und "Stammbaum" ist einfach und drängt sich ohne weiteres dem Verständnis auf. Ob aber die Bombe mit dem "Bombenfest" in verwandtschaftlicher Beziehung steht? Die Bombe ist ein mit Kampfladung (verschiedener Gattung) gefüllter Körper; sie wird zur Vernichtung von Erd- und Seezielen eingesetzt. Soweit ein Umschreibungsversuch. Wir alle wissen, daß bei der Vernichtung von Erd- und Seezielen auch Menschen vernichtet werden. Falls es festende Menschen waren - wäre denn dies ein Bombenfest? So berechtigt diese folgernde Frage ist, so deutlich macht sie zugleich, daß mit dem "Bombenfest" etwas ganz anderes gemeint ist: ein lebensfrohes, verspieltes, ausgelassenes Beisammensein von Leuten, oder alltäglicher: eben ein saugutes Fest. Eine Stimmung ohne Druck, ohne Zwänge und Bedrohung wird dort anzutreffen sein. Bombe ohne Bedrohung?

Kriegssprache ist nur möglich unter Lebensverhältnissen, in denen Krieg als spezifische Form von Gewalt bestimmend ist. Die Existenz von Kriegswörtern widerspiegelt diesen Sachverhalt. Die Wörter selbst nun entziehen sich dieser Widerspiegelung; sie schlüpfen in metaphorische Gewänder und stellen so ganz anderes dar, als sie ursprünglich bezeichneten (hier die Kanone, dort die "Sportkanone", hier das Feld als Ort militärischer Auseinandersetzung, dort "das Feld bereinigen", hier die Kreuzer als raketen- und artilleriebestückte Überwasserkräfte, dort die "Straßenkreuzer", usw.). Im Gange dieser metapho-

rischen Umkleidungen findet eine Abstraktion, ein Wegziehen vom wirklichen Krieg, vom wirklichen Militär, von wirklichen Waffen statt. Dabei gehen die Wörter der Bedrohung verlustig, welche die einst von ihnen bezeichneten Gegenstände und Verhältnisse beinhalteten. Durch die Abstraktion werden von diesen nur einzelne Aspekte "hinübergerettet" in die Metaphern - der Rest verwandtschaftlicher Verbindungen zu den Ursprungswörtern. Das läßt sich leicht beobachten an Kriegswörtern, die ausgingen von Kriegsdingen mit je besonderen Gebrauchswerten. Diese Gebrauchswerte sind es, die (teilweise) erhalten bleiben in den gewandelten Alltagsbedeutungen, so etwa bei der Rakete die Schnelligkeit ("er kam wie eine Rakete hereingeschossen"), bei der Bombe die (Spreng-)Kraft (ein Sänger als "Stimmungsbombe"), beim Kaliber die Maßzahl (mit "grobem Kaliber" antreten). Solche Bilder sind nicht bedrohlich. Selbst wenn in der Alltagssprache "geschossen" wird, fällt kein Mensch tot hin. Was fällt, ist die unmittelbare Bedrohung.

Dies gilt ebenso für Kriegswörter, die zur Kennzeichnung wirklicher harter Auseinandersetzungen (z.B. Wahl-"Schlachten"), unerbittlicher Konkurrenzverhältnisse (z.B. der "Stellungskrieg" der Giftfässerfirmen Hofferoche und Mannesmann), kaum zu lockernder persönlicher Verstrickungen (die zu "Blockierungen" führen) gebraucht werden. Hier finden die metaphorischen Kriegswörter gewissermaßen zurück in den Gewaltraum, von dem sie ja ursprünglich ausgingen. Aber sie nahmen den Weg über die Abstraktion vom wirklichen Krieg und gaben dabei ihre Bedrohlichkeit ab.

"Bombenfest" - Bombe ohne jede Bedrohung: die Metapher zeigt hier keinen Widerspruch. Die Bedrohlichkeit ist weg, es läßt sich ohne jede Hemmung sozusagen "Krieg im Munde führen". Die dichte Durchsetzung der Alltagssprache mit Kriegswörtern zeugt dafür.

Das Heer zum Beispiel

Das alles soll deutlicher, das heißt besser verstehbar und fühlbar werden, indem wir dem Begriff des Heeres einige Überlegungen widmen. Vorab eine knappe Definition des Heeres, bei welcher das Militärlexikon aus der DDR seine (für unseren Zusammenhang wohl unbeabsichtigte) Nützlichkeit erwies: das Heer ist die Gesamtheit aller Truppen eines Staates. Die Staaten bzw. ihre Führer definieren den Zweck des Heeres als Verteidigung, seltener Vorverteidigung, aber auch als Abschreckung.

In den Gesellschaften der nördlichen Erdhälfte dürften dem auch die alltäglichen Vorstellungen der Menschen entsprechen; sie wissen zugleich, daß die Heere aus Männern bestehen (über Ausnahmen, also Frauen-Kriegerinnen, ist einiges im Buch von Herrad Schenk nachzulesen). Als ob die Sprechenden von diesen Ausnahmen wüßten, differenzieren sie für einmal nicht nach Geschlechtern, wenn sie die "Heere" im Munde führen. Ein jedes Heer ist lebensfeindlich. Wenn die Kriege, die sie zu führen haben, in ihren Motiven auch grundlegende Gegensätze zeigen, so zerrinnen die Unterschiede auf der Ebene der Kriegsmittel. Bürgerliche Staatsarmeen wie volksverbundene Guerillas setzen lebensfeindliche Mittel der Kriegsführung ein: Vernichtung menschlichen Lebens oder Vernichtung lebensermöglicher Bedingungen (Wohnraum, Produktionsstätten, Nahrung, Verkehrswege usw.). Die in den Kriegsmitteln steckende Lebensfeindlichkeit, in bürgerlichen Armeen vor allem auch das Kriegsziel widersprechen im Kern der Bedürfnis- und Interessenlage der Soldaten. Daß das Heer dennoch funktionieren kann, bedarf es einer straffen, letztlich ebenfalls lebensfeindlichen inneren Struktur. Daran wird man nicht gerne erinnert. Wo in den alltäglichen Bedeutungen von "Heer" diese Struktur noch durchschimmert, wird sie verbannt ins Reich der Natur, wo alles festgefügt, unveränderbar, vom Instinkt geregelt ist: schon seit Jahrmillionen sind dort die Ameisen "heere" fleißig (daß diese "Heere" aus fleißigen "Arbeitern" bestehen, ist dann ebenfalls unveränderbar und paßt gut in die vorherrschenden Auffassungen über unsere kapitalistische Produktionsordnung). Ein verklärter Rest der Heeresstruktur haftet den "himmlischen Heerscharen" an; diese sind so glücklich, daß ihnen Hierarchie - im ewigen Preisen Gottes - zum Genuß wird. Ansonsten zeichnen sich die alltäglichen "Heere" gerade dadurch aus, daß sie keine Strukturen erkennen lassen; sie erscheinen als ungestaltete Masse, vielleicht grau wie das "Heer" von Beamten, das uns verwaltet, vielleicht ein Haufen von Frauen und Männern mit dunklen Augen und Haaren, ein "Heer" von Fremdarbeiterinnen und Fremdarbeitern. Vielleicht auch eine Masse von Leuten wie wir selbst, "nur" daß sie keine Arbeit haben in unserer freiesten aller Gesellschaften, ein "Heer" von Arbeitslosen. Zugestanden, die Bedrohlichkeit dieser Heere ist nicht gänzlich verflüchtigt. Abneigung vor Bürokratie, Ablehnung des Fremdartigen, Angst vor Arbeitsplatzkonkurrenz sind die Zeichen dafür. Wer von solchen Heeren redet, empfindet sie zugleich als gegnerisch. Dennoch, es ist in erster Linie die große Zahl, die das Bild der alltäglichen Heere prägt. Fast beliebig ist denn von den "Heeren" der Journalisten oder Touristen, der Fans oder Würstchenesser die Rede.

Sowohl Ziel wie Wirkung wirklicher Heere ist Vernichtung. Das Heer selbst ist Vernichtung. Weil das so ist, weil das Heer im Prozeß vernichtend ist, daher

ist das Heer verheerend. Eine Formel, die sonst nicht zu finden ist - eine Kuh ist nicht kuhend, eine Fabrik nicht fabrikend. Das Ziel oder die Wirkung, die in Zukunft eintreten werden, sind bereits Eigenschaft in der Gegenwart. Wiederum der ähnliche Rückgriff auf die Natur, wenn etwa von "verheerenden" Gewittern die Rede ist. In diesem Sinn, nämlich das Verheerende nicht beeinflussen zu können, tritt dieser auch auf, wo Beeinflussung bitter nötig (und möglich) wäre. Geschlossene Abteilungen in Heimen, Kliniken, Gefängnissen können "verheerende" Folgen für jene zeitigen, die eingeschlossen sind. Auch hier scheint zwar Bedrohliches durch, die Alltagssprache entlastet sich aber davon, indem sie die Verantwortung dafür gewissermaßen an Naturinstanzen abtritt. "Da kann man halt nichts machen", hören wir zu oft, wenn es um die Veränderung oder gar Schließung der geschlossenen Institutionen geht.

Kriegssprache - skandalöse Sprache

In der erwähnten Schrift an Gennariello zieht Pasolini über die christdemokratischen Machthaber Italiens her; sie blieben nicht nur an der Macht, sondern sie würden auch noch reden. "Und gerade ihre Sprache ist nun der eigentliche Skandal" (S. 135).

Skandal bedeutet Argernis. Mehr als darum geht es hier um die Unerträglichkeit des Skandals: Kriegssprache ist menschenverachtend. Das ist eine Klage, eine Anklage. Sie ist getragen von der Überzeugung, daß eine neue Gesellschaft nur Bestand haben wird, wenn die Menschen sich gegenseitig achten und sich so gegenseitig ihre Selbstverwirklichung ermöglichen. Die Kriegssprache spiegelt - zwar vermittelt - gegenwärtige Gewaltverhältnisse wider; sie tritt aber zu diesen hinzu und gewinnt eine eigene, durchaus gewalttätige Dynamik, indem sie das äußere staatliche Gewaltmonopol zurückbringt in die Menschen hinein. Hier ist der Ort, wo sie ihr Unwesen treibt. Sie ist nicht die Sprache, welche den Entwurf einer neuen Gesellschaft begreifen, welche über allenfalls auch gewaltsame Veränderung der bestehenden Gesellschaft nachdenken will. Umgekehrt: sie verharrt im Heutigen, nimmt Einsitz in den Menschen und Einfluß auf ihr Verhältnis untereinander. Kriegssprache gehört so zu den "Ordnungssystemen zur Erzeugung von Feindseligkeit" (Peter Brückner, S. 115).

Skandalöses, Schwererträgliches liegt in der Gewalt, in welche die Sprache als Mittel zwischenmenschlicher Mitteilung gerät. Das Unmittelbare des Erlebens geht in der Kriegssprache verloren, Gefühle werden gewalttätig vereinsseitigt und vereinzelt. Das "Bombenfest" ist erneut geeignet zur Verdeutlichung:

viele Feste sind ganz allgemein Ausdruck der "imperialistischen Kultur"; Lienhard Wawrzyn meint damit jene Kultur, welche "den Zugang zu kollektiven Erfahrungen zugunsten einer isolierten Einzelerfahrung verbaut" (S. 129). Die Kriegssprache liefert die Entsprechung nach innen: mit Anklingen der Leistungsdimension, die ausnahmslos alle Menschen in unserer Gesellschaft durch Erfahrung kennen, wird das Fest zum "Bombenfest" übersteigert - Bomben sind explosiv, das Fest war so bombig, daß es sich selber und damit seine Mitteilbarkeit sprengt.

Kriegssprache entsprachlicht Sprache. Diese taugt für vieles nicht mehr. Wo sonst die Metapher dazu dient, Sprache und damit Kommunikation zwischen Menschen mit Bildern zu schmücken, geht sie in der Kriegssprache in die Öde. Sie verarmt, trocknet aus. Sie trägt nicht dazu bei, Konflikte auszutragen; selbst wo dies in der Wirklichkeit ansatzweise gelänge, zeigt die Kriegssprache das Bild, in welchem mit kratzender Feder die "Aufweichung der Fronten" eingeritzt ist. Oder: die Metapher unterstützt nicht das Anliegen, Verständnis und Wohlwollen für ein Kind auszudrücken, das in seiner Entwicklung langsamer als andere voranschreitet - ein "Spätzünder" sei jenes, knarrt sie.

Skandalös ist die Kriegssprache auch deshalb, weil sie lügnerisch daherkommt. Lüge hier nicht als Verstoß gegen ein moralisches Gebot, sondern als Verstellung von Wirklichkeit. Die Kriegssprache schafft es, "Schlechtes" in "Gutes" zu verkehren - Merkmale des Krieges oder der Krieger werden freundlich, wenn nicht sogar lustvoll. Mit einem Anflug von Respekt wird man etwa auf einen "gewiegten Taktiker" hingewiesen, der es wohlverstand, zum geeigneten Zeitpunkt aus der "Defensive" in die "Offensive" überzugehen.

Das alles sei Moral, mag jemand einwenden. Nicht als Einwand, aber als Feststellung kann ich den Satz akzeptieren - und höre schon das Surren im Wespennest, in das die Forderung nach einer linken Debatte über Moral hineingerät. Dennoch: hier meint Moral nicht das Dingfestmachen der Verantwortung(slosigkeit) anderer, sondern: sich selbst in Verantwortung setzen. Unsere Verantwortung, das ist zu unterstellen, nährt sich aus der Vorstellung einer besseren Zukunft, leitet sich her aus einer gesellschaftlichen Utopie. In diesem Sinne werden Ereignisse, die außerhalb von Verantwortung stehen, zum Skandal. Und die Kriegssprache ist einer davon.

Drei Hinsichten auf die Kriegssprache

Zur moralisch geleiteten Klage über die Kriegssprache müssen Fragen über deren

Ort und Funktion im gesellschaftlichen Lebenszusammenhang hinzutreten. Als ob ich um sie herumginge, versuche ich drei Hinsichten zu beschreiben - Aspekte von Kriegssprache also, die hier herausgehoben werden, in Wirklichkeit aber ineinander übergehen.

Erste Hinsicht: Die Kriegssprache verdinglicht

Die Sprache dient der Widerspiegelung der Wirklichkeit. Ist diese durch gesellschaftlich bedingte Entfremdung zunehmend verdinglicht, schlägt sich dies auch in der Sprache nieder. Ein Beispiel, das sich auf unmittelbar militärisch-politische Gefüge bezieht, bestätigt dies: so treten "in unserer Vorstellung die handelnden Menschen immer mehr hinter abstrakte Systeme und am Ende hinter die Technik zurück. Wir sagen: Rußland bedroht Amerika oder umgekehrt. Oder die SS 20 bedrohen Westeuropa, dagegen die Pershing II Mittelrußland" (Richter, S. 36 f).

Es verwundert also auch nicht, wenn die alltägliche Kriegssprache verdinglicht. Was als Verarmung der kommunikativen Qualität der Sprache schon ausgemacht wurde, gewinnt hier genauere Umrisse. Was dem "Heer" das Menschenfeindliche, ist der Kriegssprache insgesamt das Gefühlstötende: Verdinglichung erweist sich hier als "Verfühl dinglichung" und "Entfühlung" zugleich; dies als zwei Seiten ein und desselben Musters. Gefühle oder Gefühlsäußerungen werden zu (kriegerischen) Dingen. Mit einer Mischung von Belustigung, Ekel und Respekt geraten schwergewichtige Menschen zu "schweren Kalibern" (ursprünglich bezeichnet das Kaliber den Innendurchmesser des Laufs einer Feuerwaffe bzw. den Außendurchmesser einer Rakete). Oder das Lachen von Menschen erstarrt zur Lach"salve". Natürlich ist hier wie dort Gefühl mit im Schwange, doch die Kriegssprache schafft es, dies Gefühl zuspitzend zugleich zu verfestigen, schier zur Materie zu verdichten; es schwingt nicht mehr, sondern steht da wie ein Ding.

Die Kehrseite ist die "Entfühlung", sinnfällig dort, wo gleich ganze Menschen unters Kriegsgerät gelangen. Eugen Meier war, als ich noch zur Schule ging, ein Fußballspieler bei den Young Boys Bern. Er war bekannt für seine präzisen Weit-Schüsse, mit denen er viele Tore "schoß". Es wurde Brauch, nur noch vom "Bomber-Geeni" zu reden. Oder: eindrucklich und breit beschreibt Roland Barthes das Gemachte an den Auftritten des Sektenpastors Billy Graham. Jener Beschreibung entspricht vollkommen, daß im Alltag der Prediger als "Maschinengewehr Gottes" apostrophiert wird.

Zwei Beispiele, die von einzelnen Männern handelten - die Frauen hingegen sind alle der Möglichkeit nach "Sexbomben": Entführung als Be-Herrschaft der Frauen wie Objekt Dinge, als Verkrüppelung zum technisch-dinglichen Vorgang zwecks männlichen Lustgewinns; letzteres ist nicht nur auf "richtige" Vergewaltigung, sondern auch auf Voyeurismus und sprachliche Aufteilung bezogen. Wir finden hier eine alltägliche Erscheinungsform des Zusammenhangs von Militarismus und Sexismus wieder (einen lehrreichen Bericht hierzu haben neulich Frauen aus dem Fachbereich Frauen des Bildungswerkes für Friedensarbeit herausgegeben).

Indem Sprache verdinglicht, wird sie selber zum Ding - für öffentliche Diskussionen wird denn auch immer wieder eine sachliche Sprache gefordert, denn nur diese sei taktvoll. Wenn die Sprache die Menschen, ihre (guten wie belastenden) Gefühle, ihr Zusammenarbeiten wie auch ihre Konflikte nurmehr als Dinge greift, begreift sie nicht viel. Sie tritt ein in das "verdinglichte Gleichmaß der Außenwelt"; dies eine Wendung von Leo Kofler für gesellschaftliche Entfremdung (1983, 67). Und die Ding-Wörter werden zu Waren auf einem imaginären Gesprächsmarkt, mit denen gehandelt und verhandelt werden kann, verhaftet dem "erotikfeindlichen, allenfalls pseudoerotischen Schein der Entfremdung" (Kofler 1982, 25).

Zweite Hinsicht: Die Kriegssprache ist ideologisch

Man sagt halt so: "Papierkrieg" anstelle Bürokratie, "Kapitulation" zum Aufgeben von (vielleicht zu hoch gesteckten) Plänen, "Gewehr-bei-Fuß-stehen" zum Abwarten des weiteren Verlaufs, "straffes-Regiment-führen" zu einer autoritären Befehlshaberei, usw. Man sagt halt so, das heißt, man redet kriegerisch, ohne dies eigens zu bedenken, ohne böse Absicht, eigentlich recht automatisch. Also automatischer Gebrauch der Kriegssprache.

Es handelt sich hier um den Gebrauch jener besonderen Alltagssprache, die sich vieler Kriegswörter bedient. Mit dem "Gebrauch der Kriegswörter" ist ein thematischer Kreis berührt, der in dieser Zeitschrift bereits in Diskussion stand. Robert Heim unterstellt in seinem Aufsatz über Sprache und Ideologie, daß Wörter neutrale Zeichen seien. Folgerichtig fährt er fort, daß den Wörtern ihr ideologischer Gehalt erst durch (ideologischen) Gebrauch zukomme. Die konkrete Untersuchung besonderer Sprachformen, hier der Kriegssprache, macht demgegenüber deutlich, daß Heims Aussage nicht grundsätzlich gelten kann. Kriegswörter sind keine neutralen Zeichen. Sie sind durch ihre gesellschaftlich-historische Entstehung zu verhältnismäßig eindeutigem Gebrauch bestimmt. Dieser trägt kommunikativen, ebenfalls gesellschaftlich-historisch bestimmten Bedürfnissen und Notwendigkeiten Rechnung; er ist nicht beliebig. In Analogie läßt sich verdeutlichen: ein Gebrauchsgut (hier das Wort) läßt sich nicht ideologisch verbrauchen, konsumieren (in die Sprache aufnehmen, reden); der Konsum als Prozeß des Gebrauchs von Gütern, Produkten hält sich zwar an diese Produkte, ist selbst aber nicht ideologisch. Hingegen können die Güter als gesellschaftlich hervorgebrachte Produkte sehr wohl ideologischen Charakter tragen. Was die Kriegswörter anbetrifft, wird sich das bald zeigen.

Auf Heims Aufsatz schrieb seinerzeit Urs Rosenberg eine Replik. Im Unterschied zu ihm (vgl. 109) bin ich in Folgerung des oben Gesagten der Auffassung, daß sich Ideologiekritik als Sprachkritik durchaus betreiben läßt. Als Ansatzpunkt für dieses Unterfangen eignet sich das ungute Gefühl, daß mit der Wendung "man sagt halt so" irgendetwas beschönigt werde. Dies Gefühl als Ahnung, daß es sich bei dem Beschönigten um etwas eigentlich Unschönes handelt. Aber es liegt verdeckt.

Das lapidar hingestellte "Unschöne" hat seinen Kern darin, daß wir "leben in der Differenz: von Leben und Tod, Rationalität und Irrationalität, Bildung und Unbildung, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, Genuß und Mühsal, Gesundheit und Krankheit, Glück und Leiden, Gut und Böse, Selbstbestimmung und Entfremdung, Vertrautem und Fremdem, Realem und Imaginären" (M. Gronemeyer, S. 19). Die gesellschaftliche Entwicklung zu solcher Lebenshaltung ist hier nicht darzustellen - wichtig scheint mir aber, daß dies der Grundgehalt der Kriegssprache ist: sie faßt unsere Verhältnisse als übergreifende Anwendungen des Freund-Feind-Verhältnisses, sieht die Menschen grundsätzlich in wechselseitiger Gegnerschaft oder zumindest Unterordnung.

Der Grundsatz wechselseitiger Gegnerschaft bzw. Unterordnung der Menschen gibt - ich hoffe, daß darüber nicht gestritten werden braucht - keinen anthropologischen Sinn. Wäre er gültig, hätte sich die Menschheit nicht im geschichtlichen Maßstab entwickeln können; sie hätte längst getan, was in diesen Zeiten erstmals technisch möglich ist, nämlich sich selbst ausgerottet. Hierin liegt das Ideologische der Kriegssprache: sie bringt Gewaltsam-Kriegerisches an die Oberfläche der Erscheinung. Sie deckt es aber nicht als solches auf, sondern deckt die heraufgespülte Gewalt in der metaphorischen Abstraktion gleichzeitig zu. Krieg und Gewalt unterlegt sie als eine naturgleiche Konstante, die in ihrer Sturheit und Tragweite den menschlichen Möglichkeiten gesellschaftlicher Lebensentwicklung widerspricht.

Diese Möglichkeiten schließen ein, daß sich geschichtlich Macht- und damit Gewaltverhältnisse herausbilden. Es gehört zum Ideologischen dazu, daß es immer auch Richtiges abbildet - was die Sache nur fataler macht. Krieg ist immer Angriff; selbst die Konzepte der Verteidigung enthalten diesen als wesentliches Element. Mit der Übernahme in die Alltagssprache wird der Krieg, die zugespitzte Form menschenfeindlicher Auseinandersetzung, gewöhnlich. Er wehrt sich in der bestehenden gewalttätigen Lebenswelt mitunter zur scheinbar nützlichen Sache. Die Redeweisen vom "guten Taktiker", "offensiven Politiker", von der "Verteidigungslinie, die zu halten" sei, von den wackeren Leuten draußen "an der Front", bezeugen es.

Dabei geschieht Sonderbares. Die Kriegssprache, unfähig zur unmittelbaren Mitteilung der Menschen untereinander, gewinnt erneut eine Mittlerfunktion. Als verdinglichte Sprache wird sie den Menschen äußerlich; sie verdichtet sich zu einem eigenen System, das ihnen entgegentritt. Heim (S. 46) ist wörtlich zu nehmen, wenn er von "einer Apparatur ideologischer Sinn- und Bedeutungsgehalte" schreibt - diese Verdichtung ist es, welche die Kriegssprache unabhängig von ihrem Gebrauch direkter Ideologiekritik zugänglich macht. Die "neue" Mittlerfunktion der Kriegssprache besteht nun darin, daß sie als Ausdruck von Gewaltigem die Möglichkeit des Eindrucks, der Beeinflussung mittels der Sprache herstellt. Ich schrieb oben, der Krieg wird gewöhnlich. Die Kriegssprache ist die Mittlerin des Prozesses, in dem wir uns immer wieder an das Kriegerische gewöhnen. Daß wir bereits gewöhnt sind an Kriege, läßt sich an alltäglichen Diskussionen über den Krieg nachweisen: in Abhebung zum befürchteten Atomkrieg wird der "normale Krieg" wie etwa die beiden Weltkriege unterschieden (in diesen beiden normalen Kriegen starben 65 Millionen Menschen); als ich mit jemandem über das Wort "Harnisch" redete, bekam ich zu hören, dieses stamme aus Zeiten "romantischer Kriege". Auch oder gerade wenn die Gewöhnung zur individuellen Verleugnungshilfe wird, wie dies Richter (S. 105) anmerkt, gerade dann erweist sich die Kriegssprache als Ideologie eingebettet in die gesellschaftlichen Interessen- und Machtverhältnisse. Um die Sache auf den harten Boden zurückzuholen: während der Niederschrift dieser Zeilen (im Sommer '83) kreuzen US-Kriegsschiffe vor Nicaragua auf.

Dritte Hinsicht: Kriegssprache ist Militarisierung des Alltags

Diese Hinsicht folgt einer simplen Formel: indem wir alle Tage in Begriffen von Krieg und Militär reden, ist unsere Sprache bereits militarisiert. Die Auswirkungen auf unser Bewußtsein und Handeln bleiben nicht aus. Daß diese Militarisierung funktioniert, hat verschiedene Gründe. Wir müssen allgemein an uns selber feststellen, daß von den einzelnen her der von außen wirkenden Militarisierung eine Art von subjektiver Bereitschaft entgegengebracht wird. Diese kann sich aufgrund der jeweiligen Lebensumstände innerhalb der individuellen Lebensläufe herausbilden, kann aber auch aktuellen Bedingungen geschuldet sein. So denkt Klaus Ottomeyer (S. 251), "daß es im Kapitalismus eine strukturelle Überforderung und Krise von Identität gibt, die sich in bestimmten historischen Phasen und Situationen verschärft". Und weiter: "Subjektive Militarisierung ermöglicht ... eine Schein-Stabilisierung von Identität, eine Schein-Aneignung von aus der Kontrolle geratenen gegenständlichen Umwelten" (S. 255). Subjektive Militarisierung bringt also (kurzfristigen)

Gewinn; in anderem Zusammenhang habe ich oben auf die scheinbare Nützlichkeit der Kriegssprache hingewiesen.

Diesem Gewinn stehen Kosten gegenüber. Militarisation bedeutet einerseits militärische Überstülpung von Zivilbereichen (z.B. die seinerzeitigen Flugplatzbewachungen in Kloten und Genf durch Soldaten nach den Attentaten auf El-Al-Maschinen; Gedanken"spiele" über einen Militäreinsatz in künftigen Auseinandersetzungen um das AKW Kaiseraugst; allfällige Bewachung bestehender AKWs durch Militär, usw.). Andererseits, und in unserem Zusammenhang wichtiger, heißt Militarisation auch Einbezug außermilitärischer Bereiche in Krieg und Kriegsvorbereitung. Dieser Einbezug geschieht nicht immer freiwillig, und selbst dort, wo er doch freiwillig geschieht, wird selbstbestimmte Kooperation verunmöglicht, wird Zutrauen, Sensibilität und Zärtlichkeit verschüttet. Die Einbezogenen werden auch persönlich zunehmend gerüstet und gepanzert. Sicher wäre es falsch, die Militarisation der Menschen ausschließlich auf die alltägliche Kriegssprache zurückführen zu wollen. Was aber hier festgehalten werden kann, ist zweierlei. Die Kriegssprache trägt zur Militarisation der Menschen wirklich bei: sie bereitet in ihnen den inneren Kriegfrieden auf oder verstärkt ihn. Und Kriegssprache ist eine Form von Unterdrückung und damit Gewalttätigkeit. Sie bringt also zugleich hervor, was sie verdeckt und vermittelt widerspiegelt.

In ökonomistischer Sprache war eben von subjektiven Militarisationsgewinnen die Rede. Wenden wir uns nochmals kurz den Kosten zu. Die Kosten der einen Seite bilden den Gewinn der andern. Jugendliche machten den Zusammenhang an einer Hausmauer deutlich: "Wer nicht mehr verwundbar ist, wird verwendbar." Wer verwendet, wer hat also Interesse an der Militarisation der einzelnen? Diese Interessenten wären sicher aufzuspüren; sie würden sich zugleich als Interessenten für Kriegssprachideologie entpuppen. Doch hier ist ihren (oft sorgfältig verdeckten) Wegen nicht nachzugehen. Ich mache nur den Hinweis, daß dort, wo die Sprache gezielt verändert wird, die Interessen (und Interessenten) deutlich zutage treten: "Ich habe 21 Personen behandelt. Die Exekution ging glatt vonstatten" - alle, Nazis und Nichtnazis, wußten, was gemeint war. Oder: die früheren Kriegsminister heißen heute Verteidigungsminister, und 1984 werden sie, wenn Orwell auch in diesem Punkt Recht bekommt, Friedensminister heißen (vgl. Eberhard). Unverblümt und entsprechend sachlich heißt es im Armeeleitbild 82 des EMD: "Wo Strukturen neu geschaffen oder abgeändert werden müssen, ist die Identität Friedensstruktur-Kriegsstruktur anzustreben" (S. 10).

Wir als Sprechende

Viele Fragen bleiben offen, etwa die nach dem Verhältnis der Kriegssprache zu unserer Aggressivität und im politisch aktuellen Zusammenhang nach der Gewaltfreiheit. Sowohl die Untersuchung der kulturell-gesellschaftlichen Entwicklung, die den Kriegssprachen zugrunde liegt, wie auch die Frage, wie weit die Kriegssprachen "nur" Soziolekte sind, wären bedeutsam. Antworten darauf zu geben ist hier nicht meine Aufgabe.

Gefragt aber sind wir als Sprechende. Niemand sage, sie oder er spreche die Kriegssprache nicht. Ich habe bis heute auch keinen Menschen gefunden, der sie toll fände. Zur Erinnerung: Mittel des Krieges ist Vernichtung von Menschen, und dieser Krieg hält die Kriegssprache als Metapher her. Es ist also nicht nur "ihre" Sprache, die skandalös ist, sondern unsere ist es genauso.

Wir als linke Sprechende: da rücken Fragen zum Marxismus ins Blickfeld. Der Marxismus, der auf den ersten Blick eine kriegerische Sprache verwendet, als Sprachskandal? Dazu zwei Anmerkungen:

Erstens: Der Marxismus ist keine Sprachform, derer sich die Menschen in ihrem alltäglichen Reden bedienen. Er ist - soweit in unserem Zusammenhang von Bedeutung - eine Theorie, also ein gezieltes Durchdenken und Auf-den-Begriff-Bringen gesellschaftlicher Verhältnisse. Er faßt diese Verhältnisse in ihrer Entwicklung, die bestimmt ist durch Widersprüche, durch grundlegende Interessengegensätze von Bevölkerungsschichten und -klassen. Die Verkehrsformen zwischen diesen Gruppierungen werden als gewalttätige sichtbar - Klassenkampf als Stichwort. Im Marxismus als Theorie sind die Gewaltverhältnisse widergespiegelt, bewußt zur theoretischen Abbildung gebracht. Soll diese Abbildung wirklichkeitsangemessen ausfallen, hat sie sich zwangsläufig solcher sprachlicher Mittel zu bedienen, welche Gewalt (und damit auch Krieg) als das ausdrücken, was sie ist - "Krieg" und "Kampf" sagen, wo Krieg und Kampf ist.

Zweitens: Die marxistische Gesellschaftstheorie ist ihrerseits selbst Produkt der Verhältnisse, in denen sie sich entwickelt. In der bestehenden bürgerlichen Gesellschaft ist ein leitendes kulturelles Muster das "Leben in der Differenz". Es fußt auf der Aussperrung des Todes aus dem Leben. Mit den Gegensätzen, die diese Differenz ausmachen, "wird umgegangen wie mit dem Gegensatz zwischen Leben und Tod. Wir betrachten das Wesen des Menschen als die Summe jeweils des 'Positiven' der Gegensatzpaare, dem sozusagen als ständige Bedrohung dieses Wesens das Un-Wesen, die reine Negation gegenübersteht" (M. Gronemeyer, S. 20). Aus dieser Sicht ist Aufrüstung und letztlich Krieg ein Mittel, die Differenz aufrechtzuerhalten: auch der bürgerliche Krieg wird in Gang gebracht, um angeblich die Sicherheit der Bevölkerung zu gewährleisten oder zu erhöhen, umgekehrt um die Unsicherheit als "Negatives" abzuspalten, in die Nicht-Existenz bringen. Bezüglich marxistischer Theorie drängt nun die Frage, wieweit auch sie durch "Differenzdenken" in Beschränkung gerät, wenn sie sich der aktuellen Welt-Kriegs-Lage stellen will. Daß diese Lage seit Ende des Zweiten Weltkriegs eine neue Qualität erreicht hat, ist dabei vorausgesetzt.

Zusammenfassend: soweit marxistische Theorie Gewalt- und Kriegsverhältnisse durchdenkt, bedarf sie einer entsprechenden Sprache. Diese ist allerdings eine

andere als die alltägliche Kriegssprache, die sich aus dem Krieg entliehenen Metaphern speist. Und: die gestellte Frage nach möglichen Beschränkungen marxistischer Theorie bezieht sich nicht auf ihren Sprachgebrauch, sondern auf ihre Kategorien, mittels derer sie die gegenwärtigen Entwicklungen im Weltmaßstab zu durchleuchten sucht.

Wir als Sprechende? Unsere sprachliche Alltagspraxis ist weniger "rein" als die Theorie, sie unterliegt vielen zusätzlichen Einflüssen. So wird es auch nicht die einfache Antwort auf die Frage geben, wie mit der Kriegssprache umzugehen sei. Ich denke beispielsweise nicht, daß wir mittels simpler (Kriegs-) Sprachverweigerung uns aufs Glatteis einer Sprachpathologie neuen Typs begeben sollten. Umgekehrt scheint auch Sprachtherapie nicht das Mittel der Wahl; selbst dort bestünde nicht von vornherein ein Gewalt-frei-Raum (vgl. Hochstrasser). Die Forderung könnte vielmehr lauten: der Umgang mit der Kriegssprache sollte zum bewußten Umgang mit der Sprache werden. Denn es ist zu bedenken, "daß wir immer in der Gefahr sind, einen Teil unseres Selbstverständnisses (und damit auch Selbst-Ausdrucks, F.H.) aus den Händen unserer Gegner in Empfang zu nehmen" (Brückner, S. 140). Bezüglich der Kriegssprache war von ihrem ideologischen Charakter, von ihrer verdinglichenden und militarisierenden Funktion die Rede. Bewußtsein darüber schafft schon erste Sperrigkeit. Der Empfang aus den Händen unserer Gegner wird gestört. Erfahrungen, die ich im Rahmen von Gesprächen über Kriegssprache gewonnen habe, bestätigen dies: viele Leute wurden nachdenklich und erzählten später, daß sie aufmerksamer und bewußter auf ihre alltäglichen Sprachformen, vor allem aber auch auf das, was in der Kriegssprache zum Ausdruck gelangt, zu achten begonnen hatten.

Bleibt die Frage nach der aktiven Veränderung der Alltagssprache. Deren "Pazifizierung" taugt nichts, wenn damit die einfache Umkehrung von Militarisierung gemeint ist. Auf die Sprache bezogen hieße dies, auch dort "friedlich", harmlos, unkriegerisch zu reden oder zu schreiben, wo Unfriede, Disharmonie und Krieg bestimmend sind. Wie die Kriegssprache verlöre auch eine so pazifizierte Sprache ihren Sinn als Sprache: grundlegende gesellschaftliche und private Verhältnisse blieben der Mittelbarkeit entzogen. Sie wäre über weite Strecken nicht kommunikativ. Diese Form pazifizierter Sprache hätte als Kehrseite der Kriegssprache mit dieser gemeinsam: stumme Sprache zu sein. Auch sie wäre ideologisch bzw. ist es dort, wo sie schon angewendet wird: Kriegsflugzeuge werden zu "Tigern", Kriegspanzer zu "Leoparden", Erstschlagwaffen zählen die Regierungen aus dem "Verteidigungs"etat, der Krieg zwischen Irak und Iran gilt als "Konflikt", usw.

Damit Sprache redend wird, damit die Redenden wissender und sensibler werden,

ist eine "Entmischung" der Sprache anzustreben. Hans-Eckehard Bahr schreibt in seinen Thesen "für eine Friedens-Politik von unten": "Heute nun stehen wir erstmals vor der Aufgabe, auch die militärischen Denksysteme zu zivilisieren" (S. 58). Im Zusammenhang der Kriegssprache wäre bescheidener und zugleich realistischer die Aufgabe zu bewältigen, die zivilen Denk- und damit Sprachsysteme zu entmilitarisieren.

Ich fasse für uns als Sprechende zusammen: Wir leben im Widerstreit von Bestehendem und der Utopie - diese ist nicht möglich ohne die Grundlage des Bestehenden, sie bedingen und negieren sich wechselseitig. Das gilt genauso für die Art, sich gemeinsam fortzubewegen, zu politisieren also in der Bandbreite von pragmatischem Abwägen hier bis zum Probieren gemeinsamer, hoffnungsvoller Lebensentwürfe dort. Dasselbe auch für die Sprache: Es kann nicht darum gehen, die - unsere - Sprache einseitig zu pazifizieren, zu verfriedlichen. Denn sie bleibt das Mittel, um u.a. gegenwärtige gesellschaftliche Gewaltverhältnisse widerzuspiegeln. Sie soll aber auch unser Mittel sein können, solche Verhältnisse zur Sprache zu bringen, in denen keine Menschen mehr andere Menschen (materiell oder immateriell) ausbeuten. Auch sprachlich ist so die widersprüchliche Einheit von Friedfertigkeit und Kämpfertum immer wieder neu herzustellen.

LITERATUR

- BAHR, H.-E.: 1982, Thesen: Für eine Friedens-Politik von unten. In: GRONEMEYER, M. u. R., 57-60
- BARTHES, R.: 1982⁷, Mythen des Alltags, Frankfurt/Main
- BROCKNER, P.: 1979, Über die Gewalt, Berlin
- EBERHARD, F.: 1983, Sprachmanipulation. In: "Psychologische Mobilmachung", Forum für Verhaltenstherapie und Psychosoziale Praxis 4, 211-216
- EMD: 1982, Armeeleitbild und Ausbauschrift 1984-87, Bern
- FACHBEREICH FRAUEN des Bildungswerkes für Friedensarbeit (Hrsg.): 1983, Gewalterfahrungen von Frauen im Alltag. Zusammenhänge zwischen Sexismus und Militarismus, Bonn (Bestellungen: Berliner Platz 33, D-5300 Bonn 1)
- GRONEMEYER, M.: 1982, Sicherheit und Verletzlichkeit. Plädoyer für eine neue Abhängigkeit. In: GRONEMEYER, M./GRONEMEYER, R., 13-25
- GRONEMEYER, M./GRONEMEYER, R. (Hrsg.): 1982, Frieden vor Ort. Ausbrechen - Verantwortlich werden, Frankfurt/Main
- GRONEMEYER, R.: 1982, Friedensstarre. Es ist nicht möglich, zu desertieren. In: GRONEMEYER, M./GRONEMEYER, R., 73-91
- HEIM, R.: 1982, Sprache und Ideologie: Ideologie als Sprach- und Sinnkritik. In: WIDERSPRUCH 4, 44-55

- HOCHSTRASSER, F.: 1983, Therapie - friedlich? In: HOCHSTRASSER, F./GALLIKER, M. (Hrsg.): Spielen als Sprachförderung, Luzern, 15-22
- KOFLER, L.: 1982, Der Alltag zwischen Eros und Entfremdung. Perspektiven zu einer Wissenschaft vom Alltag, Bochum
- KOFLER, L.: 1983, Zur Kritik der Alternativen, Berlin
- MILITÄRVERLAG der Deutschen Demokratischen Republik (Hrsg.): 1973³, Militärlexikon, Berlin
- NEGT, O./KLUGE, A.: 1981, Geschichte und Eigensinn, Frankfurt/Main
- OTTOMEYER, K.: 1982, Militarisierung der Subjekte und des Alltagslebens. In: DAS ARGUMENT 132, 246-255
- PASOLINI, P.P.: 1980, Gennariello. In: FREIBEUTER 3, 125-141
- PASIERBSKY, F.: 1983, Krieg und Frieden in der Sprache, Frankfurt/Main
- RICHTER, H.E.: 1982, zur Psychologie des Friedens, Reinbek
- ROSENBERG, U.: 1983, Zeichen, Sprache, Ideologie. Replik auf R. Heim. In: WIDERSPRUCH 5, 106-110
- SCHENK, H.: 1983, Frauen kommen ohne Waffen, München
- WAWRZYN, L.: 1975, Feste: Die Zerstörung der Zumutungen des Alltags. In: KURSBUCH 41, 117-132

Franz Hochstrasser
Entfelderstr. 19
CH-5000 Aarau